

Adolph Freiherr Knigge

Briefwechsel mit Zeitgenossen 1765–1796

*Herausgegeben
von Günter Jung und
Michael Rüppel*



Wallstein

Adolph Freiherr Knigge
Briefwechsel mit Zeitgenossen
1765–1796

Adolph Freiherr Knigge
Briefwechsel mit Zeitgenossen
1765–1796

Herausgegeben von
Günter Jung und Michael Rüppel



WALLSTEIN VERLAG

In memoriam der Mitglieder des
Levester Kreises für Knigge-Forschung
Pierre-André Bois
Wolfgang Fenner
Paul Raabe

Inhalt

Einleitung	7
Briefwechsel 1765-1796	27
Brieffolge	325
Biografische Hinweise zu den Schreibern und Empfängern der Briefe	331
Überlieferung	369
Textgestaltung	371
Abkürzungen	373
Erläuterungen zu den Briefen	377
Dank	519
Personenregister	521

Einleitung

Adolph Freiherr Knigge (1752-1796) gilt heute als wichtiger Repräsentant der deutschen Spätaufklärung. In seinen Romanen und Schriften, Beiträgen zu verschiedenen Publikationsorganen, den Kritiken in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* (AdB) zeigte er sich als kritischer und streitbarer Zeitgenosse. Seine Satiren trafen ins Schwarze und seine republikanische Gesinnung wurde von den Verfechtern der bestehenden Ordnung erbittert bekämpft. Das war lange Zeit in Vergessenheit geraten. Sein Name wurde zum Synonym für gutes Benehmen. Knigges erfolgreichstes Buch *Über den Umgang mit Menschen*, 1788 erschienen, wird immer noch als Benimmbuch missverstanden.

Dass Knigges Schriften inzwischen in kritischen Ausgaben vorliegen und sein Werk im Ganzen angemessen gewürdigt werden kann, ist vor allem das Verdienst eines Mannes, der sich neben vielen anderen Tätigkeiten auch der Erforschung von Leben und Werk des Freiherrn widmete: Paul Raabe (1927-2013). Als der langjährige Direktor der Wolfenbütteler Herzog August Bibliothek 1977 eine Ausstellung zum 225. Geburtstag des Adolph Freiherrn Knigge initiierte, wurde bereits an einer Sammlung sämtlicher Schriften gearbeitet. Diese Edition der *Sämtlichen Werke* in 24 Bänden, herausgegeben von Paul Raabe, wurde 1993 abgeschlossen. Inzwischen hatte sich ein Arbeitskreis gegründet, der im Hause von Ernst August Freiherr Knigge in Leveste zusammentraf, Forschungsergebnisse sichtete, Symposien vorbereitete und die Publikation von Schriften weiter vorantrieb. Im Göttinger Wallstein Verlag wurde hierzu das Knigge-Archiv als Schriftenreihe eingerichtet. Eine kommentierte Werkausgabe in vier Bänden erschien 2010.¹

1 Adolph Freiherr Knigge: *Werke*. Hrsg. v. Pierre-André Bois, Wolfgang Fenner, Günter Jung, Paul Raabe, Michael Rüppel und Christine Schrader. Göttingen 2010.

Die Publikation der Briefe wurde als Briefwechsel in Einzelausgaben in Angriff genommen. Die Bände sollten sich jeweils einzelnen Briefpartnern widmen, ausführlich kommentiert werden und auch weitere Schriften und Dokumente zum jeweiligen Thema enthalten. Erschienen sind bisher Knigges Briefwechsel mit Friedrich Nicolai (2004),² Gustav Friedrich Wilhelm Großmann (2010)³ und Knigges Briefe an seine Tochter Philippine (2013).⁴ Der Briefwechsel Knigges mit Johann Albert Heinrich und Sophie Reimarus befindet sich in Vorbereitung.

Mit dem nun vorliegenden Band beginnt die Edition der übrigen Briefe von und an Knigge, die sich thematisch drei Gruppen zuordnen lassen: der Freimaurer- und Illuminatenkorrespondenz, dem amtlichen Briefwechsel und der privaten Korrespondenz. Nicht immer ist eine solche Zuordnung leicht zu treffen, vermischen sich doch allzu oft die Themen. In den Band *Briefwechsel mit Zeitgenossen* wurden nur solche Briefe nicht aufgenommen, die eindeutig den ersten beiden genannten Gruppen zuzuordnen sind. Für die umfangreiche Illuminatenkorrespondenz und den amtlichen Schriftwechsel sind gesonderte Editionen in Planung bzw. in Vorbereitung.

Das 18. Jahrhundert gilt in vielerlei Hinsicht als herausragend. Es ist das Jahrhundert der Aufklärung, der Kritik, der Erziehung und Bildung, der Öffentlichkeit, der Gefühlskultur, des Individuums, der Freundschaft, der Lesesucht und nicht zuletzt auch der Briefkultur. Der Begriff »Briefkultur« symbolisiert nach Robert Vellusig zweierlei:

- 2 *Adolph Freiherr Knigge – Friedrich Nicolai. Briefwechsel 1779-1795*. Mit einer Auswahl und dem Verzeichnis der Rezensionen Knigges in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek*. Hrsg. v. Mechthild und Paul Raabe. Göttingen 2004.
- 3 *Adolph Freiherr Knigge – Gustav Friedrich Wilhelm Großmann. Briefwechsel 1779-1795*. Hrsg. v. Michael Rüppel. Mit einer Auswahl von Knigges Schriften zum Theater. Göttingen 2010.
- 4 *Adolph Freiherr Knigge und seine Tochter Philippine. Briefe und Schriften*. Hrsg. v. Manfred Grätz. Göttingen 2013.

»Er impliziert erstens, dass das Schreiben von Briefen nicht bloß bestimmten kommunikativen Routinen folgt, sondern dass es auf besonders geschickte, eben kultivierte Weise geschieht. Und er impliziert zweitens, dass die jeweiligen kulturellen Zeugnisse bewahrenswert sind – nicht nur als historische Quelle, sondern auch als *ästhetische Phänomene*, d.h. als Phänomene, die nicht nur unser Wissen über die Vergangenheit erweitern, sondern uns auch eine vergangene Lebenswirklichkeit nahe bringen, indem sie uns das gelebte Leben von innen erschließen.«⁵

Knigges *Briefwechsel mit Zeitgenossen* erfüllt diese Beschreibung in jeder Beziehung. So zeigen die Versuche Knigges, Lavater für die Illuminaten zu gewinnen,⁶ und Lavaters Ablehnung⁷ oder Knigges Beschwerde über schlechte Nachrede⁸ und Lavaters Entgegnung⁹ einen hohen Grad an Kultiviertheit. Knigges Briefe an Gerhard Anton von Halem¹⁰ sind zum Beispiel nicht nur wichtige historische Quellen (Auseinandersetzung zwischen Aufklärern und Obskuranten, Freiheitslied, Dr. Chladni), sondern bringen uns auch vergangene Lebenswirklichkeiten näher (Krankheit, Besuche, Unterstützung von Bedürftigen). Knigges Briefe und viele andere Briefe dieser Edition erfüllen auch Gellerts Forderung nach Natürlichkeit, die sich durch Leichtigkeit und Lebhaftigkeit auszeichnet.¹¹ Als Beispiele seien hier nur die Briefe von

5 Robert Vellusig: *Aufklärung und Briefkultur. Wie das Herz sprechen lernt, wenn es zu schreiben beginnt*. In: *Das achtzehnte Jahrhundert*. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts. *Kulturmuster der Aufklärung: Ein neues Heuristikum in der Diskussion*. Jg. 35, H. 2. Wolfenbüttel 2011, S. 157.

6 Briefe 14 und 16.

7 Briefe 15 und 19.

8 Briefe 43 und 46.

9 Brief 45.

10 Briefe 128, 132, 135, 176, 180.

11 Vgl. Christian Fürchtegott Gellert: *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. In: C.F. Gellert: *Gesammelte Schriften*. Bd. IV: *Roman. Briefsteller*. Hrsg. v. Bernd Witte u.a. Berlin/New York 1989, S. 119 u. 121.

1792 genannt, die Knigge und Joachim Heinrich Campe sich zuschickten.¹²

Die vorliegende Briefausgabe liefert einen Längs- und Querschnitt durch das wechselvolle Leben des Freiherrn Knigge, der am 16. Oktober 1752 auf Gut Bredenbeck bei Hannover geboren wurde.¹³ Durch den frühen Tod der Eltern ist der junge Adolph bereits mit 14 Jahren verwaist. Die Mutter, Louise Wilhelmine Freifrau von Knigge, geb. 1730, stirbt 1763, der Vater, Philipp Carl Freiherr von Knigge, geb. 1723, ein angesehener und gebildeter Mann, folgt im Jahr 1766. Mit 14 Jahren ist Adolph aber nicht nur Waise, er erbt auch als einziger männlicher Nachfahre die hohen Schulden, die schon seit Langem die Güter in Bredenbeck und Pattensen belasten. Die Liegenschaften werden nach dem Tod des Vaters von den Gläubigern unter Zwangsverwaltung gestellt. Ein korrupter Sequestor, der Anwalt Siegmund Christian Vogel, hat indes mehr sein eigenes Wohl im Sinn als die gerechte Abtragung der Schulden. Sein Leben lang sollte Adolph Freiherr Knigge vergeblich um sein Erbe kämpfen.

Für Knigges Erziehung sorgt ab 1766 der hannoversche Kammersekretär Augspurg. Im Oktober 1769 beginnt Knigge in Göttingen mit dem Studium der Jurisprudenz und der Kameralwissenschaften. Durch die Fürsprache seiner Tante und seines Onkels, Juliane Ernestine bzw. Moritz Wilhelm von Althaus, erhält er 1771 ein Hofamt in Kassel, das er 1772 antritt. Als Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domänenkammer heiratet er 1773 Henriette von Baumbach, eine Hofdame der Landgräfin Philippine. Im folgenden Jahr wird eine Tochter geboren, die sie Philippine nennen. Sie bleibt das einzige Kind.

¹² Briefe 118, 121, 122, 127.

¹³ Zur Biografie Knigges: Wolfgang Fenner: *Knigges Leben*. In: Ders. (Hrsg.): *Adolph Freiherr Knigge. Ausgewählte Werke in zehn Bänden*. Bd. 10. Hannover 1996, S. 161–337. Ingo Hermann: *Knigge. Die Biografie*. Berlin 2007.

Eine weitere Karriere am Kasseler Hof, das ersehnte einträgliche Amt, bleibt jedoch aus. Knigges Vorgesetzter und Förderer, Freiherr Waitz von Eschen, wechselt im Frühjahr 1774 nach Berlin. Bei den Hofintrigen gerät der unerfahrene, oft auch leichtsinnige Freiherr zwischen die Fronten. Er gibt auf, bittet im März 1775 um seinen Abschied und zieht sich mit Frau und Kind auf das Gut seiner Schwiegermutter nach Nentershausen in Hessen zurück.

Bis in diese Jahre gibt es nur wenige Briefe, die erhalten blieben. Zum überwiegenden Teil sind es Ansuchen und Bewerbungsschreiben.

In den Jahren 1775/76 folgen dann drei Briefe des Hamburger Theaterdirektors Friedrich Ludwig Schröder. Sie zeigen, dass Knigge sich ein neues Metier zu erschließen sucht: das Theater und die Literatur. Aber weiterhin bemüht er sich um ein Hofamt, erreicht die Ernennung zum sachsen-weimarschen Kammerherrn – ein bloßer Titel ohne Bezahlung – und zieht 1777 schließlich an den Hof des hessischen Erbprinzen Wilhelm nach Hanau. Dort fungiert er als eine Art *Maître de Plaisir* und dirigiert die Liebhaberbühne des Adels. Knigge beschäftigt sich in jener Zeit intensiver mit dem Theaterwesen, besucht Aufführungen in Frankfurt und Mannheim und lernt weitere bedeutende Theaterleute kennen, darunter Gustav Friedrich Wilhelm Großmann.¹⁴

Theaterkritiken erscheinen, Übersetzungen und auch eigene Stücke. Seit jenen Hanauer Jahren zieht sich die Beschäftigung mit dem Theater wie ein roter Faden durch die Biografie des Freiherrn. Er wird 1784 von Friedrich Schiller eingeladen, der Mannheimer Aufführung von *Kabale und Liebe* beizuwohnen. 1788 – Knigge begleitet in Hannover mit den *Dramaturgischen Blättern* die dortigen Aufführungen – wendet sich der Saarbrücker Freiherr von Warsberg mit der Bitte an ihn, Übersetzungen französischer Stücke an Theaterdirektor Großmann zu vermitteln. In die hannoversche Zeit fallen

14 Michael Rüppel: *Gustav Friedrich Wilhelm Großmann 1743–1796. Eine Epoche deutscher Theater- und Kulturgeschichte*. Hannover 2010.

auch die Korrespondenzen mit weiteren Künstlern und Musikern wie Friedrich Leo, Ferdinand Fränzl und Bernhard Anselm Weber.

Der Theaterkritiker Knigge zieht die Aufmerksamkeit von Schriftstellern auf sich, die für die Bühne arbeiten. In den Jahren 1790/91 gibt es einen lebhaften Briefwechsel mit Julius Graf von Soden, einem der wenigen Korrespondenten, bei dem Briefe von beiden Seiten erhalten blieben. Knigges Bemerkungen zu Julius von Sodens Stücken werden wahrgenommen. Zwischen beiden entwickelt sich ein Kontakt, der über die literarische Ebene weit hinausreicht.

Seit dem Beginn der achtziger Jahre ist Knigge als Schriftsteller anerkannt. Der zwischen 1781 und 1783 erschienene *Roman meines Lebens* fand reißenden Absatz: Kritik am Hofleben und die Tatsache, dass das Lesepublikum in dem Buch zahlreiche hochgestellte Personen wiederzuerkennen vermochte, waren Grund für den Erfolg. Weitere Romane Knigges folgten. Spätestens seit dem Erscheinen von Knigges *Über den Umgang mit Menschen* war der Freiherr eine weithin bekannte Persönlichkeit. So erwartete der Arzt Bernhard Christoph Faust, bereits durch Knigges Namen eine wirksame Unterstützung der Kampagne für die Bekämpfung der Pocken zu erzielen. Ein Werk über diese Ausrottung, schrieb Faust an Knigge, das den Titel führe »übersetzt vom Freyherrn Adolph Knigge«, werde »unendlich wirken und helfen«, »groß und unsterblich« werde Knigges »Verdienst um das Wohl der Menschen« sein.¹⁵

Knigge hatte schon 1780 von Hanau Abschied genommen und war nach Frankfurt gezogen. Dort bewohnte er ein Gartenhaus vor dem Bockenheimer Tor. Er betätigt sich als Schriftsteller und verfasst Rezensionen für Friedrich Nicolais *Allgemeine deutsche Bibliothek*. Seit 1779 ist er Mitarbeiter dieses Rezensionsorgans, für das er bis zu seinem Tod über 1200 Beiträge schreiben wird.¹⁶ In den Jahren 1780-1784

¹⁵ Brief 152.

¹⁶ Adolph Freiherr Knigge: *Rezensionen 1779-1797 in Friedrich Nicolais*

widmet sich Knigge außerdem mit großer Energie einer ganz neuen Aufgabe: dem Illuminatenorden und seiner Organisation. Die damit in Zusammenhang stehende Korrespondenz ist nicht Teil dieser Briefausgabe. Doch zeigen viele der aufgenommenen Briefe, dass ihre Verfasser sich mit Knigge durch freimaurerische Aktivitäten verbunden wussten. In Frankfurt als auch in Heidelberg, wo Knigge seit Mai 1783 lebte, stand er in Kontakt mit den jeweiligen Logen. In Heidelberg fungierte er als stellvertretender Vorsitzender und Redner der dortigen Loge »Karl zum Reichsapfel«.

Das durch die Logen geknüpfte Netzwerk wurde, so zeigen es die Briefe, für ganz persönliche Interessen genutzt. Beispielsweise schreibt der Arzt Heinrich Felix Paulizky von seiner Bewerbung auf eine »Lehrstelle bey der Universitaet zu Mainz«, Karl Anselm von Warsberg hofft, über Knigge einen Kontakt zu Großmann herzustellen. Andere, wie der kurpfalz-bayerische Salinen-Inspektor Ernst Kornmaul, suchen lediglich eine nähere Verbindung zu dem berühmten Logenbruder, dessen »erhabene schriftstellerische und maurerische Verdienste« verehrt werden. Briefe solcher Art sind vermutlich in großer Zahl bei Knigge eingetroffen. Erhalten blieben nur wenige. Er wird die meisten ignoriert oder nur kurz beantwortet haben.

Eine besondere Stellung nimmt der Briefwechsel mit dem Schweizer Theologen Lavater ein, den Knigge vergeblich für die Illuminaten zu gewinnen versuchte. Hier begegnen sich zwei starke Persönlichkeiten, die von ihren jeweiligen Standpunkten überzeugt sind und sich dennoch wechselseitigen Respekt entgegenbringen. Sehr offen trägt Knigge seine Angelegenheiten vor. Erst sehr viel später (1793) machte sich Lavater auf Grund seiner zunehmend schwärmerischen

»Allgemeine deutsche Bibliothek« und »Neue allgemeine deutsche Bibliothek«. Hrsg. v. Ernst August Freiherr Knigge. Göttingen 2009. Vgl. dazu auch: Adolph Freiherr Knigge – Friedrich Nicolai. Briefwechsel 1779-1795. Mit einer Auswahl und dem Verzeichnis der Rezensionen Knigges in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek*. Hrsg. v. Mechthild und Paul Raabe. Göttingen 2004.

Tendenzen, besonders aber wegen seiner abfälligen Bemerkungen über die Anhänger der Französischen Revolution, bei Knigge unbeliebt. Mit der anonym erschienenen Satire *Reise nach Fritzlar im Sommer 1794* konnte sich das Publikum über Lavaters Verschrobenheiten amüsieren.

Knigges Mitgliedschaft bei den Illuminaten endete im Juni 1784. Nach internen Zwistigkeiten wurde er zum Austritt gedrängt. Ein Jahr später wurde der Illuminatenorden in Bayern verboten und zahlreiche interne Dokumente erschienen im Druck. Knigge sah sich schließlich 1788 gezwungen, mit einer »Erklärung«¹⁷ sich von allen geheimen Verbindungen zu distanzieren. Das war umso heikler, weil Knigge bereits wieder Mitglied eines anderen Bundes geworden war, der »Deutschen Union«, die der Theologe Carl Friedrich Bahrdt 1787 gegründet hatte. Die vier überlieferten Briefe an Bahrdt bzw. die Deutsche Union¹⁸ zeigen, dass Knigge zwar maurenschen Geheimnissen kritisch gegenüberstand, er jedoch mit den Plänen Bahrdts durchaus sympathisierte.

Es ist überhaupt auffällig, wie gut vernetzt Knigge zu seiner Zeit war. Allein der hier dokumentierte Briefwechsel mit fast neunzig Briefpartnern zeigt dies schon. Das Maß von Vertrautheit und Nähe zu den Korrespondenten ist sehr unterschiedlich. Nur von zwei Freunden wird das Du in den Briefen verwendet. Johann Christoph Unzer, den Knigge als Student in Göttingen kennenlernte, schreibt nach einer Rüge Knigges: »Es ist wahr, lieber Knigge, dass ich den letzten Brief von Dir erhalten und noch nicht beantwortet habe; aber ich dachte, Du nähmest das so genau nicht und würdest mir wohl wieder einmal von Deinem Leben und Befinden schreiben.«¹⁹ Und drei Monate später bekennt Unzer: »Ein Faden Freundschaft läuft durch mein Leben u. ein Theil

17 *Philo's endliche Erklärung und Antwort, auf verschiedene Anforderungen und Fragen, die an ihn ergangen, seine Verbindung mit dem Orden der Illuminaten betreffend.* Hannover 1788.

18 Briefe 53, 58, 60, 62.

19 Brief 93.

davon hält es an Bremen.«²⁰ Der andere Duzfreund Knigges ist der Hof- und Kanzleirat Georg Ernst von Rüling, den er seit seiner Jugendzeit kennt. Auch von Rüling sind uns nur zwei Briefe überliefert,²¹ in denen es um die Untersuchung der Justiz wegen des Pasquills *Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder Die deutsche Union gegen Zimmermann* geht. Persönlich – wenn auch ziemlich förmlich – sind nur die Briefschlüsse. »Immer werde ich mich freuen wenn ich höre daß es dir gut geht, und wenn du mich dann und wann versicherst, daß Du Deinem alten Freunde noch etwas gut bist.«²² Sehr schnell hat sich 1789/90 die Freundschaft zwischen Carl Friedrich Cramer und Knigge entwickelt. Der *Canon* für Cramer²³ klingt sehr vertraut und Cramer nennt Knigge im Mai 1790 auch schon »bester Freund«.²⁴ Eine gute Freundin Knigges war die sechs Jahre ältere Luise Mejer, die von 1762 bis 1766 in Knigges Elternhaus in Bredenbeck aufgenommen worden war. Zwischen Luise und Knigges älterer Schwester entwickelte sich eine innige Freundschaft, sodass Luise die inzwischen verheiratete Julie, die 1771 schwer erkrankte und 1772 starb, mehrere Monate lang pflegte. Knigge spricht sie mit »Theuerste, beste Freundinn«²⁵ an und formuliert den wunderbaren Schlusssatz: »Morgen reise ich nach Carlsruh, und wenn ich nach Constantinopel gienge; so würde ich da, wie hier, in Hannover, Springe, Paris pp ewig seyn Ihr unterthänig gehorsamster Diener Knigge.«²⁶

Im September 1786 verließ Knigge Heidelberg. Er verbrachte den Winter mit seiner Familie in Nentershausen und bezog mit ihr im Mai/Juni 1787 ein Gartenhaus in Hannover. Die Tochter Philippine nennt den Grund für den Wechsel:

20 Brief 95. Seit Ende 1790 lebte Knigge in Bremen.

21 Briefe 102 und 104.

22 Brief 104.

23 Brief 77.

24 Brief 81.

25 Brief 6.

26 Ebenda.

»Vielleicht würde er das freundliche Heidelberg nie verlassen haben, wenn nicht der Wunsch, seine öconomischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen [...], ihn bestimmt hätte, ins Vaterland zurück zu kehren [...].«²⁷

Diese Angelegenheiten beschäftigten Knigge in den folgenden zwei Jahren. Er beabsichtigte, die Misswirtschaft des Verwalters Vogel offenzulegen und über die Regierung in Hannover und schließlich sogar über den König die Freigabe seiner Güter zu erreichen. Knigge bemühte sich, wie zum Beispiel die Briefe von Carl Friedrich Cramer zeigen,²⁸ an Geldgeber zu gelangen, die ihm einen Kredit vermitteln könnten. Um sich in Hannover mehr Ansehen zu verschaffen, verfiel Knigge sogar auf die Idee, sich an einem auswärtigen Hof einen »bedeutendern Titel« verleihen zu lassen. »Dies und etwa ein Orden dabey« imponiere in Hannover sehr, schrieb Knigge an Julius von Soden, »und so wenig ich auf dergleichen halte, so reellen Nutzen könnte ich davon haben. Sagen Sie, würdigster Mann! da Sie Sich einmal für mich interessieren: Sollte ich nicht in Anspach einen Geheimenrathstitel und einen Orden erlangen können?«²⁹ Zuletzt drohte Knigge der hannoverschen Regierung auch noch, persönlich nach London zu reisen, um beim König vorstellig zu werden. Da wurde Anfang 1790 die Stelle des Oberhauptmanns in Bremen frei, Knigge bewarb sich und die hannoverschen Räte gaben ihm die Stelle, um ihn zu beschwichtigen. Mit den Gütern blieb freilich alles beim Alten.

Während der Jahre in Hannover stürzte sich Knigge in noch einen ganz anderen Konflikt: den Streit mit den Pädagogen Campe und Trapp. Die beiden führenden Pädagogen der Aufklärung standen an der Spitze einer Reformbewegung, die mit der Gründung des Philanthropinums in Dessau durch Johann

27 [Philippine von Reden, geb. Freiin Knigge:] *Kurze Biographie des Freiherrn Adolph Knigge*. Hannover 1830. Zit. nach Manfred Grätz (Hrsg.): *Adolph Freiherr Knigge und seine Tochter Philippine*, S. 175.

28 Briefe 80 und 81.

29 Brief 74.

Bernhard Basedow ihren Anfang genommen hatte. Knigge bestritt, dass die Pädagogik als selbstständige Wissenschaft zu betrachten sei, und forderte, es müsse jedem Hausvater überlassen bleiben, wie er seine Kinder aufziehe. Es ist nachvollziehbar, dass die Kritik an der »neueren Erziehungsart« eine heftige Reaktion hervorrief. Der Briefwechsel dokumentiert aber auch, dass es bereits 1792 zu einer Versöhnung kam. Die Verschärfung des politischen Klimas gegen alle, die sich in ihren Publikationen gegen feudale Willkür und für die Menschenrechte einsetzten, machte eine gegenseitige Unterstützung notwendig und ließ Privatzwistigkeiten in den Hintergrund treten.

Wie die politischen Entwicklungen im Zusammenhang mit der Französischen Revolution sich auch im Kleinen des halböffentlich-privaten Bereichs niederschlagen, kann man an Knigges Petschaft sehen. Johann Nikolaus Masius schreibt 1786 an Knigge, dass er in ihm immer den verehrungswürdigen Mann sehe, »der dem Symbole auf seinem Petschaft schnurstracks« gleichbleibe.³⁰ Das Symbol ist der gekrönte Löwe auf dem Wappen der Knigges. Aus einem Brief Cramers an Klopstock³¹ wissen wir, dass Knigge 1791 mit seinem Wappenpetschaft, das die Inschrift »denke, fühle, schweige, dulde, lächle«³² trägt, unzufrieden ist. Er bittet Cramer, ein neues Petschaft zu erfinden, »das für die ganze Familie der Despotenhasser passe«.³³ Cramer will Knigge ein Petschaft vorschlagen, das aus drei Teilen besteht: einer zerbrochenen Krone, einem zersplitterten Szepter und einem abgebrochenen Fuß von einem Thron. Knigge ist diesem Vorschlag aber nicht gefolgt, denn 1796 fordert ihn der falsche Alois Blumauer³⁴ auf: »Schaffen Sie Sich ein ander Siegel an, als das, worauf Wahrheit und Recht gravirt ist. Unter dieser Firma

30 Brief 32.

31 *Klopstock Briefe 1783-1794*. Bd. 1: *Text*. Hrsg. v. Helmut Riege. Berlin/New York 1994 (= Friedrich Gottlieb Klopstock: *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. VIII I), S. 245.

32 Ebenda.

33 Ebenda.

34 Tatsächlich Joseph von Mährenthal von der Wiener Polizeihofstelle.

darf man nicht in jedem Lande frey und frank sein Gewerbe treiben, und es könnte leicht die Neugierde der Briefspürhunde reitzen, und uns in Verlegenheit bringen.«³⁵

In Bremen war Knigge als Oberhauptmann für den Dombezirk zuständig, der mit der Domschule, dem Waisenhaus und anderen umliegenden Häusern und Grundstücken zu Hannover gehörte. Trotz seiner Krankheit, die ihn seit Mitte 1791 fast ständig ans Bett fesselte, suchte er seinen Verpflichtungen nachzukommen und initiierte sogar eine Schulreform. Knigge hatte in Bremen schnell zahlreiche Freunde gewonnen, wie zum Beispiel den Lehrer Wilhelm Christian Müller.

Außerhalb seines Freundeskreises war Knigge in jenen Jahren jedoch zunehmend Anfeindungen und Verleumdungen ausgesetzt. Ende 1790 erschien ein Pamphlet unter dem Titel *Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder Die deutsche Union gegen Zimmermann*. Verfasser der Schmähschrift, in der zahlreiche bekannte Aufklärer verunglimpft wurden, war August von Kotzebue, der im Titel seines Machwerks den »Freyherrn von Knigge« als angeblichen Verfasser angab. Erst allmählich gelangte die wahre Verfasserschaft ans Licht. Knigge musste sich rechtfertigen, auch wenn niemand in seinem Umfeld glaubte, dass er ein solches Pamphlet verfertigt haben könnte.

Der in Hannover lebende Ritter Johann Georg Zimmermann, zu dessen Verteidigung Kotzebue seinen *Doctor Bahrdt* verfasst hatte, war Königlich-Großbritannischer Leibarzt. Er verwickelte ein gutes Jahr später Knigge in einen jahrelangen Rechtsstreit. Auslöser war Knigges Satire *Des seligen Herrn Etatsraths Samuel Conrad von Schaafskopf hinterlassene Papiere*. Das Büchlein erschien ohne Verfasserangabe Ende 1791 und fand rasch seine Verbreitung. Zahlreiche Zuschriften, die Knigge erhielt, lassen erkennen, dass man den *Schaafskopf* mit Vergnügen las und darüber lachte.³⁶ Andere erkannten sich

³⁵ Brief 178.

³⁶ Vgl. die Briefe 111 und 114 von Wittenberg und Crome.

jedoch in den genannten Personen wieder. So heißt es von den Mitgliedern des darin geschilderten fiktiven »Pinselordens«, dass dazu auch ein »großer, berühmter Arzt« gehöre, der von Staatssachen schreibe und »alle seine bisherigen Freunde, die Anhänger der gefährlichen Vernunft« mit Ungestüm von sich gestoßen habe. Zimmermann ließ diese Anspielung keine Ruhe und er veröffentlichte daraufhin in der *Wiener Zeitschrift* einen Text mit dem Titel *Adolph Freiherr Knigge dargestellt als deutscher Revolutionsprediger und Demokrat; von dem Hofrath und Ritter von Zimmermann in Hannover*. Der Verfasser brandmarkt darin Knigge als »einen der schlauesten Volksaufwieglers.«³⁷ Diese Ausfälle Zimmermanns bewogen Knigge, Klage einzureichen, konnten doch solche Behauptungen leicht sein Dienstverhältnis zur hannoverschen Regierung gefährden. Der Prozess zog sich in die Länge, wie der Briefwechsel Knigges mit seinem Rechtsbeistand Heise zeigt.³⁸ Abgeschlossen wurde er erst 1795 und er endete mit einer Verurteilung Zimmermanns zu Abbitte und Ehrenerklärung, die ihm aber von Knigge erlassen wurden.

Dass der hannoversche Oberhauptmann Knigge auf der Hut sein musste, zeigt der Verweis, den Knigge im Juli 1792 nach Erscheinen seines Buches *Josephs von Wurmbrand [...] politisches Glaubensbekenntniß* bekam. Knigge sollte »bey strenger Ahndung« von nun an weder in noch außer Landes das Geringste ohne Zensur drucken lassen.³⁹

Knigge hielt sich mit öffentlichen politischen Stellungnahmen erst einmal zurück und schrieb 1792 den unterhaltsamen Roman *Die Reise nach Braunschweig*. In »Stunden der Erholung« sei dieses Buch verfasst worden, so Knigge im Vorwort, um das Gefühl der heftigen körperlichen Leiden, wovon er seit Längerem unaufhörlich geplagt werde, »durch unschuldigen Scherz«⁴⁰ zu mildern.

37 *Wiener Zeitschrift*, 1792, Bd. 2, 6. H., S. 317–329.

38 Briefe 125, 126, 167.

39 Brief 122 an Campe. Nenndorf, 9. 7. 1792.

40 KW, Bd. 4, S. 11.

Im Frühjahr 1793 erschien ein Reisebericht, die *Briefe, auf einer Reise aus Lothringen nach Niedersachsen geschrieben*. Es ist die fiktive Reise eines Auswanderers, der vom französischen Metz aus nach Hamburg reist. Die in den *Briefen* beschriebenen Orte, darunter Saarbrücken, Heidelberg, Frankfurt am Main, Kassel und Hannover, kannte Knigge alle aus eigener Anschauung. In Bremen trifft sich der Auswanderer mit seinem »americanischen Freund M***«, der ihn nach Hamburg begleitet, wo er sich mit einer Gruppe Gleichgesinnter nach Nordamerika einschiffen will.

Dieser »americanische Freund« wiederum ist keineswegs erfunden. Es handelte sich um William Berczy alias Johann Albrecht Ulrich Moll (1744-1813), der sich auch als Maler einen Namen machte und heute als Mitbegründer der kanadischen Stadt Toronto gilt. Berczy war seit 1790 als Beauftragter für die britische Siedlungsgesellschaft »Genesee Association« tätig. Er sollte in Deutschland 200 auswanderungswillige Interessenten anwerben, die nach Amerika gebracht und dann im Westen des Staates New York, im Genesee Valley, angesiedelt werden sollten. William Berczy, der sich 1791/92 in Bremen und Hamburg aufhielt, hatte Knigge zur Mitarbeit gewinnen können. Das Ergebnis war der erwähnte Reisebericht in Briefen. Mit Berczy und Knigge hatten sich offenbar zwei verwandte Seelen gefunden. Nach Abreise der Auswanderer trafen bei Knigge Berichte Berczys ein, die den Fortgang des Unternehmens schilderten. Zwei dieser langen Briefe sind erhalten,⁴¹ sie wurden auf Veranlassung Knigges in Zeitschriften veröffentlicht.

Während der Bremer Jahre vertieften sich die Beziehungen zu den Freunden in Hamburg. Knigge hielt sich dort mehrmals auf. Allein im Jahr 1790 reiste er dreimal dorthin. So war er am 14. Juli 1790 auf dem Freiheitsfest in Harvestehude zu Gast, zu dem der Kaufmann Georg Heinrich Sieveking eingeladen hatte. Zur Jahresfeier des Bastillesturms war »Alles, was von

41 Briefe 136 und 147.

rechtlichen, für Freyheit warmen Leuten in Hamburg lebt«, zugegen, wie Knigge seiner Tochter Philippine berichtete. Kein »Fürstenknecht« war dazu eingeladen, dagegen alle Amerikaner, Engländer, Franzosen und Schweizer. Klopstock rezitierte zwei neue Oden. Unter Abfeuerung von Kanonen, Musik und lautem Jubel wurden zahlreiche Trinksprüche ausgebracht, darunter: »auf baldige Nachfolge in Teutschland, Abschaffung des Fürsten-Despotismus.«⁴²

Zu den Hamburger Freunden zählten neben Friedrich Ludwig Schröder vor allem der Arzt und Publizist Johann Albert Heinrich Reimarus und seine Frau Sophie, eine Schwester des Plöner Amtmanns August Hennings, Herausgeber des *Schleswigschen Journals*. Über den Hamburger Kreis um Sieveking und Reimarus lernte Knigge auch Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg kennen, der als aufgeklärter Regent galt. Knigge hat ihn in Oldenburg besucht und dort auch Regierungsrat Gerhard Anton von Halem getroffen, mit dem er sich ab 1792 in Briefen austauschte.

Diese Freundschaften halfen auch über die Anfeindungen hinweg, denen Knigge in den Jahren 1793/94 ausgesetzt war. Dokumente erschienen, die Verbindungen zwischen den Illuminaten und der Französischen Revolution zu ziehen versuchten. Im Mittelpunkt dieser Propaganda standen Schriften von Ludwig Adolf Christian von Grolmann, der im *Endlichen Schicksal des Freymaurer-Ordens* (1794) behauptete, Illuminaten hätten den Anstoß zur Revolution von 1789 gegeben. Ähnliches war in seiner Schrift *Die neuesten Arbeiten des Spartacus und Philo in dem Illuminaten-Orden* (1793) zu lesen.

Freunde rieten Knigge, sich zur Wehr zu setzen. Über den braunschweigischen Hofrat Brandis ließ Knigge eine Verteidigungsschrift drucken, die der Leipziger Buchhändler Schäfer verlegte. Der Höhepunkt der Verfolgung stand Knigge jedoch noch bevor.

42 Knigge an Philippine. Hamburg, 15.7.1790. Zit. nach Manfred Grätz (Hrsg.): *Adolph Freiherr Knigge und seine Tochter Philippine. Briefe und Schriften*, S. 80f.

Im Januar 1795 befanden sich die Franzosen bereits auf dem Territorium der Niederlande. Die hannoverschen Militärs unter Anführung ihres Oberbefehlshabers General von Freytag fürchteten ein weiteres Vordringen der Armee und die freie – und neutrale – Reichsstadt Bremen galt ihnen als höchst unsicherer Faktor. Die guten Beziehungen des Bremer Senats nach Paris waren nicht unbekannt und der oberste hannoversche Beamte, Freiherr Knigge, wurde als Anhänger der Revolution angesehen. Vielleicht hoffte er sogar, im Falle eines französischen Sieges Maire von Bremen zu werden? Solche Spekulationen gab es in hannoverschen Militär- und Regierungskreisen. Die hannoversche Regierung heckte daher einen geheimen Plan aus, nach dem Bremen vorsorglich und unter Bruch der Neutralität besetzt werden sollte, um den Franzosen zuvorzukommen. Knigge wollte man für eine Weile aus dem Verkehr ziehen und erteilte ihm am 2. März 1795 den Befehl, sich auf schnellstem Weg in Stade einzufinden. Angeblich sei seine Anwesenheit bei der Durchreise der Prinzessin Caroline von Braunschweig notwendig. Pflichtbewusst machte sich Knigge trotz Krankheit sogleich auf den Weg und reiste in einem Bettwagen aus Bremen in Richtung Stade ab.

Dort wurde ihm schnell klar, dass das Ganze ein abgekartetes Spiel war, um ihn aus Bremen fernzuhalten. Er schrieb mehrere Briefe nach Hannover, erhielt jedoch keine angemessene Antwort. Ende März beschloss er, eigenmächtig nach Bremen zurückzukehren. Inzwischen hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei wegen verdächtiger Korrespondenz in Haft genommen worden. Knigge, aber auch seine Verbündeten mussten alle Anstrengung aufbieten, dieses Gerücht zu zerstreuen. Mit Dankbarkeit nahm Knigge wahr, dass in der Presse zahlreiche Artikel über den Vorfall erschienen, sogar die Pariser Zeitung *Le Moniteur* berichtete darüber. Einmal mehr wurde Knigge die Bedeutung der Presse- und Meinungsfreiheit deutlich vor Augen geführt. Er schrieb an Sophie Reimarus: »Es ist doch herrlich, zu sehn [...], daß sich noch zur Vertheidigung eines unschuldig gedrückten Man-

nes laut Stimmen erheben und es muß doch die Unterdrücker für die Folge zittern machen, wenn sie gewahrwerden, daß das Gerücht einer solchen Ungerechtigkeit bis an das Ufer der Seine alle Gemüther gegen sie empöhrt und daß es noch Mittel giebt, ihre Unthaten vor den Richtstuhl des ganzen europäischen Publicums zu bringen.«⁴³

Zurück in Bremen, war Knigge gezwungen, eine Ergebnheitsadresse an die hannoversche Militärführung zu verfassen, um sein Wohlverhalten zuzusichern. Im Innersten brachte ihn die demütigende Behandlung jedoch endgültig zur Überzeugung, dass Zurückhaltung nicht der rechte Weg sei: »Das muß hinfort keinem redlichen Manne mehr begegnen dürfen, was mir begegnet ist. Es ist Zeit dem Spiele ein Ende zu machen.« Er habe beschlossen, »alle Schonung, alle Vorsicht aufzugeben«.⁴⁴

Mit neu erwachtem Kampfgeist verfasste Knigge zunächst die Schrift *Rückblicke auf den, wenn Gott will, für Teutschland nun bald geendigten Krieg. Nebst einigen Erläuterungen, die Propaganda, Jacobiner und Illuminaten betreffend*. Er wiederholte darin seine Positionen zur Revolution in Frankreich und seine Kritik an dem sich daran anschließenden Krieg. Scharf begegnete Knigge der Propaganda derer, die einen Zusammenhang zwischen Illuminaten und Revolution zu konstruieren versuchten.

Anschließend verfasste er die Schrift, die als sein politisches Vermächtnis angesehen werden kann, das *Manifest einer nicht geheimen, sondern sehr öffentlichen Verbindung ächter Freunde der Wahrheit, Rechtschaffenheit und bürgerlichen Ordnung, an ihre Zeitgenossen*. Der Inhalt gibt zu erkennen, dass Knigge eine Vereinigung »verständiger Menschenfreunde« mit dem Ziel zustande bringen wollte, dem Unfug reaktionärer »Obscuranten« ein Ende zu machen. Knigge hatte erkannt, dass eine demokratischere Gesellschaftsord-

43 Knigge an Sophie Reimar. Bremen, 25. 5. 1795. Zit. nach AW, Bd. 10, S. 126.

44 Knigge an Blumauer/Mährenthal. Bremen, 21. 1. 1796. Brief 177.

nung angesichts des fortbestehenden »Despotismus« nicht ohne entschiedenes Auftreten zu erreichen sein würde.

Das *Manifest* erschien anonym mit dem fingierten Druckort »Wien« Anfang November 1795, war tatsächlich aber in Braunschweig gedruckt worden. Einen guten Monat später erhielt Knigge einen Brief des österreichischen Schriftstellers Alois Blumauer, der vermutete, dass diese »Verbindung« eine Idee Knigges sei, und der sich anbot, »einen offenen Bund aller denkenden Köpfe Deutschlands wider die lichtscheuen Verfechter des Aberglaubens und der Despotie mitzubegründen«⁴⁵ oder sich »an einen schon bestehenden anzuschließen«.⁴⁶ Knigge kannte Blumauer nicht persönlich und konnte daher nicht ahnen, dass in Wahrheit die Wiener Polizei versuchte, unter dem Decknamen des bekannten Schriftstellers von Knigge zu erfahren, wer zu dieser »Verbindung« gehörte.⁴⁷ Knigge hat die Täuschung nicht erkannt und sogleich vertrauensvoll und ausführlich geantwortet,⁴⁸ ohne allerdings schon Namen zu nennen.

August Fournier hat diese Bespitzelung erstmalig 1902 in einem Aufsatz aufgedeckt.⁴⁹ Da die Akte mit den Briefen, die Fournier gefunden hatte, bei dem Brand des Wiener Justizpalastes 1927 vermutlich vernichtet wurde, lag als Handschrift nur die des letzten Briefes aus Wien⁵⁰ vor, der sich in Knigges Nachlass befunden haben muss. Bei den Recherchen konnte in der Wienbibliothek jedoch ein weiterer Brief als Handschrift entdeckt werden, der durch seine Zuordnung »Blumauer an Unbekannt« bisher unerkannt geblieben war.⁵¹ Es ist anhand von Schriftvergleichen nun auch gelungen, den Polizeispitzel zu enttarnen, der unter Blumauers Namen diese freundlichen

45 Brief 175.

46 Ebenda.

47 Siehe die Briefe 175, 177, 178, 184, 185.

48 Brief 177.

49 August Fournier: *Knigge und Blumauer*. In: *Neue Freie Presse. Morgenblatt*. Nr. 13712, 26. 10. 1902, S. 32-36.

50 Brief 185.

51 Brief 178.

Briefe an Knigge geschrieben hat. Es handelt sich um Joseph von Mährenthal, der von 1790 bis 1799 Regierungsrat der Polizeihofstelle war.

Für den Sommer 1796 plante Knigge im Zusammenhang mit einem Kuraufenthalt in Bad Lauchstädt, eine Reise durch Deutschland zu unternehmen, um sein *Manifest* an Gleichgesinnte zu verteilen. Die Reise sollte ihn nach Braunschweig, Halberstadt, Gotha, Erfurt, Jena, Weimar, Leipzig und Halle führen. Seinem lieben »Freund« in Wien wollte er dann eine Namensliste »der Männer, auf welche ich sicher rechnen kann«, ⁵² zuschicken. Die Reise kam jedoch nicht mehr zustande. Die Wiener Polizei wartete vergeblich auf die angekündigte Liste. Knigge, mit dessen Gesundheit es schon lange nicht mehr zum Besten stand, starb in Bremen am 6. Mai 1796.

⁵² Brief 184.

Briefwechsel 1765-1796

1. Johann Adolf Schlegel an Knigge

Hannover, den 30. Mai 1765.

Mein lieber Junker!

Endlich erhalten Sie die von mir verlangten Anmerkungen zu Ihrer Schrift, worinnen Sie die Lehre von Gott vorgetragen haben. Spät genug, aber Sie wissen selbst, oder werden doch wenigstens mir leicht glauben, daß dieser Verzug andere Ursachen, als eine Trägheit meines Willens, Ihnen zu dienen, gehabt habe.

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen, ehe ich meine Anmerkungen mittheile, nochmals das Vergnügen zu bezeugen, das ich darüber empfinde, daß Sie diese Beschäftigung vorgenommen und mit so vieler Standhaftigkeit ausgeführt haben. Es ist, wie ich davon denke, ein sicheres Kennzeichen, daß Sie die Wahrheiten hochschätzen und lieben, welche wahrhaftig die edelsten und seligsten Wahrheiten sind. »Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen.« Sie wissen, wer diese Worte gesagt hat; der Schluß Ihrer Abhandlung läßt mich glauben, daß Ihnen schon jetzt die Wahrheit aus der Erfahrung bekannt ist und Ihre künftigen Tage werden es Sie immer mehr lehren, wenn Sie nicht ablassen, sich mit Betrachtung dieser Lehre zu beschäftigen, die wir nicht bloß für unsere Jugend, sondern auch für unser Alter, und nicht bloß für diese Welt, sondern auch für das ewige Leben lernen. Eine Ihnen bekannte Stelle aus Cicero, wo er von den schönen Wissenschaften redet, ließ sich mit weit mehrerem Rechte auf unsere Religion anwenden und vortrefflich parodiren. Aber diese Anmuth hat die Religion und insbesondere der Erkenntniß Gottes, nur für diejenigen, die Religion in ihrem Herzen haben.

Weiter werden Sie wohl keine Lobsprüche Ihrer Abhandlung wegen von mir erwarten; ich glaube, Sie haben mir dieselbe mitgetheilt, nicht meine Lobsprüche, die ich davon machen könnte, sondern meine Erinnerungen darüber zu wissen. Und es ist, wie mich dünkt, die größte Schmeichelei, die ich

Ihnen machen kann, wenn ich in meinen Anmerkungen das Zutrauen gegen Sie äußere, daß Sie die Wahrheit, den Tadel vertragen können.

Ich werde bei meinen Anmerkungen nicht so viel auf den Ausdruck, als auf die Sache selber sehen. Manches würden Sie beim ersten Durchlesen sogleich selbst ändern. Indessen will ich doch auch dergleichen Anmerkungen nicht ganz vernachlässigen – gleich die erste wird von dieser Art sein.

Sie fangen Ihren Beweis von dem Dasein Gottes aus Betrachtungen mit den Worten an: *Selbst* die Betrachtung der Welt kann uns hierzu Anleitung geben. – Ich sehe nicht, was das Wort »*Selbst*« hier für eine Bedeutung haben soll. Wenn Sie etwa gesagt hätten: »Selbst der Wurm, den der Mensch unwissend unter seine Füße tritt, lehrt mich das Dasein Gottes« – so hätte das »*Selbst*« seinen Nutzen.

Sie führen eine Stelle aus dem Cicero an und sagen dabei, daß man von dieser Art des Beweises schon im Cicero Exempel finde. Und warum schon im Cicero? Sie wollten vielleicht sagen: Dieser Beweis von dem Dasein Gottes habe allezeit, auch den unwissendsten und blindesten Völkern, in die Augen geleuchtet, daß auch Cicero davon sagt. –

Sie gehen darauf zu einem anderen Beweise von dem Dasein Gottes aus der Vernunft fort. Hier ziehen Sie gern Beweise, die in der That verschieden sind, in Eins zusammen. Das ist ein Beweis, der von der Betrachtung des einzelnen Menschen oder meiner selbst hergenommen ist. Ich bin nicht von mir selbst, sondern von meinen Eltern geboren. Aber meine Eltern sind doch nicht die Schöpfer meines Leibes und meiner Seele, ich muß daher einen unsichtbaren Schöpfer, einen sehr weisen und mächtigen Werkmeister haben. Ein anderer Beweis ist der aus der Betrachtung des menschlichen Geschlechts, daß diese Reihe nicht in's Unendliche fortgehen kann.

Bei dem Beweise aus der Offenbarung kommt es, meines Erachtens, nicht auf einzelne Aussprüche desselben an, sondern darauf: Wenn ich einen gewissen Menschen fühle, sehe, höre etc., so bin ich von dem Dasein desselben gewiß überführt. Nun redet Gott in der Offenbarung mit uns, er of-

fenbart sich darinnen, also ist darin wirklich vorhanden. Die ganze Offenbarung ist ein *sinnlicher*, oder *historischer* Beweis vom Dasein Gottes.

Darum würde ich aber etliche von den Schriftstellern, die Sie anführen, nicht angeführt haben, als Zeugnisse, daß wir selber nach der Anweisung der Offenbarung die Beweise von dem Dasein Gottes aus der Vernunft nicht hintansetzen, nicht verabsäumen sollen, durch Betrachtung der Natur, und unserer selbst uns in der Erkenntniß festzusetzen: es sei ein Gott.

Sie berufen sich auf eine Stelle der Schrift, worinnen wir auf unser innerliches Gefühl verwiesen würden, das Dasein Gottes daraus zu lernen. Ohne Zweifel meinen Sie die Stelle Röm. 2. 15., darinnen steht es zwar nicht mit ausdrücklichen Worten; Paulus schließt aus dem Gewissen auf's Dasein eines Gesetzes. Es läßt sich aber weiter schließen: ist ein Gesetz, so ist auch ein Gesetzgeber oder Gott. Allerdings läßt sich aus der allgemeinen Neigung der Menschen, einen Gott zu glauben (und würde ich etwa die *Notitiam Dei insitam* erklären) ein Beweis von dem Dasein Gottes führen. Diese allgemeine Neigung erhellet theils aus dem Gewissen, theils aus der Uebereinstimmung aller Menschen und Völker darinnen, daß sie alle an einen oder mehrere Götter glauben und noch niemals eine Nation Gottesleugner entdeckt worden ist.

Sie wollen beweisen, daß Gott ein Geist sei – und Sie beweisen uns, daß Gott ein *einfaches Wesen* sei. Nun sagen Sie zwar, daß, da Sie die Beschreibung eines Geistes machen, er, mit einem Worte, ein einfaches Wesen sei – allein dies ist vermuthlich doch Ihr Gedanke nicht, daß Sie meinen, ein einfaches Wesen, und ein Geist sei einerlei. Allein daß Gott ein reiner Geist, mit keinem Körper bekleidet sei, wie wir Menschen, das bedarf freilich eines besonderen Beweises. Doch diesen Beweis von Gründen der Vernunft zu führen, würde Ihnen, da Sie noch kein Collegium über Philosophie gehört haben, schwer fallen.

Die Ursachen, warum die Schrift von Gott redet, als hätte er menschliche Gliedmaßen, überdem auch menschliche Handlungen und Gemüthsbewegungen, sind von Ihnen an-

gegeben, aber nicht vollkommen richtig. Die Schrift eignet Gott menschliche Gliedmaaßen zu, sagen Sie, um gewisse Eigenschaften Gottes damit auszudrücken, aber es ist eben die Frage, warum so oft die Eigenschaften Gottes mit Redensarten menschlicher Art ausgedrückt wurden? Das geschieht nur, theils um sich deutlicher, theils um sich lebhafter von ihm auszudrücken.

Bei den Exempeln, die Sie von den unterschiedenen Bedeutungen des Wortes *Wille* anführen, ist Ihnen eine theologische Unrichtigkeit entschlüpft, wenn Sie sagen, daß Gott unter der Bedingung die Menschen selig machen wolle, wenn sie gottselig lebten, da doch ein rechtschaffener *Glaube* an Jesum Christum diese Bedingung ist.

»Die *Dreieinigkeit* ist ein Geheimniß, was Gott zur Verherrlichung der Religion uns nicht hat offenbaren wollen« sagen Sie. – Ich muß bekennen, daß ich nicht verstehe, was Sie damit haben sagen wollen. Von den Stellen des Alten Testaments, welche die Dreieinigkeit beweisen, haben Sie etliche angeführt. Z. B. Jesaias 6. 3. Psalm 33. 6. etc. Eine davon enthält einen deutlichen Beweis, die andere kann keinen Beweis abgeben, wenn nicht vorausgesetzt ist, daß im Alten Testamente eine Mehrheit der Personen in dem Einen göttlichen Wesen gelehrt wird. Ich kann Ihnen nicht beistimmen, daß die Frage, ob die Dreieinigkeit im Alten Testamente offenbart sei oder nicht, keinen großen Einfluß in der Religion habe. In gewisser Betrachtung, wenn wir besonders auf die praktische Religion sehen, will ich's zugeben. Aber ist die Uebereinstimmung des A. und des N. Testaments nicht eine wichtige Sache? Ist nicht zur Bekehrung der Juden viel daran gelegen, daß ich ihnen darthun kann, die christliche Lehre sei auch hierinnen *keine neue* Lehre? Und den Gläubigen des A. Testaments war sowohl als uns, daran gelegen, zu wissen, daß der damals zukünftige Erlöser ein göttlicher Erlöser sein werde.

Ich weiß wohl, daß man gewöhnlicher Weise sich daran genügt, zu sagen: ewig sei, was keinen Anfang und kein Ende habe. Aber das, so allgemein gesagt, ist eigentlich die Erklärung des Unendlichen. Will ich die Ewigkeit genau beschrei-

ben, so muß ich sie darein setzen, daß kein Anfang und kein Ende der Dauer der Zeit des Lebens da sei.

Sie haben versucht, einen Versuch von der Unermeßlichkeit Gottes aus der Vernunft zu führen. Ihre Gedanken darüber müssen, wenn sie auch im Allgemeinen zum Beweise gebraucht werden können, etwas anders geändert werden. »Wer ein ganzes Haus gebaut hat, der kann nicht in einem Zimmer desselben eingeschlossen sein.« Und doch sehen wir ihn drinnen. – Die Beweise der Eigenschaften Gottes aus der Vernunft sind Ihnen nicht geglückt. In Ihren jetzigen Jahren ist es nicht zu verwundern, es ist aber dem ungeachtet löblich, daß Sie kühn genug gewesen sind, auf eigene Gefahr den Weg zu betreten. Und wie kommt unter Ihre Beweise eine Stelle aus einem apokryphischen Buche? Zwar, Sie können sich mit dem Exempel so mancher theologischen Schriften schützen; doch folgen Sie lieber diesen fehlerhaften Exempeln nicht.

Wenn ich Sie chikaniren und sagen wollte, Sie hätten, statt die Allweisheit zu beschreiben, eine Beschreibung gemacht, die ebenso wohl auf die List passe? Wie wollen Sie sich wohl helfen? Der Beschaffenheit des Zweckes, der Absichten, muß nothwendig gedacht werden. Und der Allweise braucht nicht allezeit die kürzesten Mittel, das kürzeste Mittel bei Gott ist der Gebrauch seiner Allmacht und eben daraus, daß Gott seine Allmacht nicht überall braucht, erhellt seine Allweisheit.

Ich hätte gewünscht, Sie hätten sich über die Seligkeit noch weiter herausgelassen und nicht nur überhaupt angemerkt, daß die Seligkeit Gottes von der Seligkeit des Menschen unterschieden sei, zum Exempel: daß Gott zu seiner Seligkeit sich allein genug sei. Ich zweifle, daß die Herrlichkeit und die Seligkeit Gottes ganz einerlei Begriffe sind. Seine Herrlichkeit besteht, nach meinen Gedanken, in der unendlichen Vortrefflichkeit seiner Eigenschaften und in dem Rechte der Oberherrschaft über alle Dinge. –

Nachdem Sie von den Eigenschaften Gottes gehandelt, gehen Sie zur Betrachtung seiner Werke fort. Ich halte den, bei der Schöpfung der Welt angebrachten Unterschied des Wortes *Schaffen* für überflüssig. Und unter der mittelbaren

Schöpfung versteht man das nicht, was Sie darunter verstanden wissen wollen. Die mittelbare Schöpfung ist die Fortpflanzung der Dinge durch die einmal bei Erschaffung der Welt festgestellte Ordnung der Natur. Adam und Eva waren unmittelbar von Gott erschaffen – wir Menschen, die wir jetzt leben, loben den Herrn durch die mittelbare Schöpfung zu unserm Schöpfer.

Es ist allerdings widersinnig, den Sohn und den Geist von dem Werke der Schöpfung auszuschließen, sobald man sich nur die rechte Vorstellung von der Dreieinigkeit macht.

Nachdem Sie den Beweis von der Göttlichkeit der heiligen Schrift, den man das innere Zeugniß des heiligen Geistes zu nennen pflegt, berührt haben, sagen Sie, es sei nöthig, einen bündigeren Beweis anzuführen. Sie haben in der Sache Recht, aber dies Wort würde ich nicht brauchen, es ist der Ehre dieses Beweises nachtheilig. Denn der Beweis ist allerdings bündig, es ist der Beweis, von dem wir zu wünschen haben, daß wir Alle seine Kraft und Stärke empfinden mögen; denn nur alsdann ist unser Glaube von der Göttlichkeit der heiligen Schrift ein göttlicher Glaube. »Daß die Weissagungen der heiligen Schrift eingetroffen waren, leugneten auch die heidnischen Schriftsteller nicht« – was haben Sie damit sagen wollen? Ich kenne keine einzige Stelle in einem heidnischen Schriftsteller, den man zum Zeugnisse davon anführen könnte.

Aber wie kommt es, daß Sie den Schluß von den Weissagungen der Schrift nicht anders gemacht haben? Beweisen die Weissagungen weiter nichts, als daß die Männer, welche die Schrift geschrieben, fromme Leute gewesen sind? Darauf kommt es nicht an, sondern, daß diese Männer von Gott gesandt gewesen, auf Antrieb des heiligen Geistes geredet – und das beweisen unläugbar die erfüllten Weissagungen, die Wunder, die Vortrefflichkeit der Lehre.

Aber besteht die Vortrefflichkeit Ihrer Lehre nur darin, daß sich kein Widerspruch darin findet und lauter vernünftige Sachen in der Bibel stehen? Wie viel, wie unendlich viel göttliche Bücher hätten wir, wenn das ein sicheres Merkmal ihrer Göttlichkeit wäre! Nein, mein lieber Junker, es kommt

darauf an, daß die in der heiligen Schrift enthaltene Lehre von der Art und so vortrefflich ist, daß sie unmöglich Menschen-
erfindung sein kann.

Ein gewiß nicht kurzer Brief voll Erinnerungen über Ihre Abhandlung. Da ich jetzt das Vergnügen habe, Sie öfters zu sehen und zu sprechen, und Ihnen meine Zuneigung und Freundschaft zu beweisen, so will ich meinen Brief schließen ohne umständliche Versicherungen derselben hinzuzufügen.

Ich bin Ihr ergebenster

J. A. Schlegel.

2. *Friedrich Ludwig Schröder an Knigge*

Hamburg, den 19. Octbr. 1775.

Hochgeborener Herr! Zu viele Stücke dieser Art hindern mich, das gegenwärtige anzunehmen, welches außerdem viel Gutes hat. Das Gemälde der Dürftigkeit, Ernst und Lucinde[,] Silvain – haben sehr viel Gleiches mit diesem. Es sollte mir unterdessen leid sein, wenn der Verfasser dadurch abgeschreckt würde, seine künftigen übrigen Stunden dem Theater zu widmen – eine Uebersetzung des »juge« haben wir noch nicht, sollte sie gut sein, so will ich sie von Herzen gern annehmen. Französische Opern werden hier sehr wenig aufgeführt, doch wünschte ich wohl *die beiden Geizigen* auf dem deutschen Theater zu sehen; es thut als Farçe gute Dienste. Ich bin etc.

F. L. Schröder.

3. *Friedrich Ludwig Schröder an Knigge*

Hamburg, den 12. Decmbr. 1775.

Ich statue Ihnen für die Gütigkeit meinen ergebensten Dank ab. Die Uebersetzung des »juge« ist so vortrefflich gerathen, daß sich unsere besten Uebersetzer nicht schämen werden zu bekennen, daß sich die gnädige Frau kühn an ihre Seite stellen kann. Es wird die erste Vorstellung nach Advent sein, ich bin



Friedrich Ludwig Schröder,
© Deutsche Digitale Bibliothek

überzeugt, daß das Publikum so gut, als ich, die Gütigkeit der gnädigen Frau für unser Theater erkennen wird. Wenn ich so kühn sein dürfte, die Uebersetzung des »*vindicatif*« bei müßigen Stunden vorzuschlagen, so hoffe ich, daß der Beifall der Mühe entsprechen wird. Ich erwarte die beiden Geizigen mit einem Herzen des gehorsamsten Dankes und bin etc.

F. L. Schröder.

4. *Friedrich Ludwig Schröder an Knigge*

Hamburg, den 26. März 1776.

Ich danke Ihnen, gnädiger Herr, auf's Verbindlichste für die neue Gütigkeit, die Sie mir unbekannter Weise erzeigen. Ich wünschte, daß Ihr Beispiel unserem deutschen Adel einleuchtete, so würden auch nach und nach unsere Fürsten – Deutsche und Patrioten werden. Ich bin übrigens von Herzen erfreuet, daß Sie den »*vindicatif*« nicht bekommen haben, Sie hätten sich einer undankbaren Mühe unterzogen – es ist fast gar nichts daran. – Die beiden Geizigen sollen so bald als möglich auf der Bühne erscheinen. Da ich selbst Balletmeister bin, so kann mir Dero gütiges Anerbieten nicht anders, als sehr willkommen sein. etc.

F. L. Schröder.

5. *Knigge an Luise Mejer*

Knigge, [Nentershausen?] 25. JANUAR 1777 an Luise Mejer:

»Wie gern mögte ich indessen Schrödern itzt in Hannover sehen! Schakespears kräftige Speisen würden mich sehr behagen. Mich ekelt vor den mehrsten unserer Theatralischen Feste. Im ersten Gange Wasser-Suppe, im letzten unreife Früchte, in der Mitte nichts als Schöpsen-Fleisch, immer dasselbe nur mit andern Saucen – Wie kann das auf die Länge gut schmecken?« (Handschr. d. Kgl. Bibl.)

6. Knigge an [Luise Mejer]

Manheim den 27st Aprill 1777
im Gasthofe zum goldenen Bocke.

Theuerste, beste Freundinn! Aus einer der schönsten Städte in Teutschland schreibe ich Ihnen auf schlechtem Papiere, denn ich habe nicht ausgepackt. Auch bleibe ich nur kurze Zeit hier, also haben diese Zeilen nur die Absicht Ihnen zu sagen, daß ich auf meiner kleinen Reise recht vergnügt und gesund bin. Mögten Sie es auch seyn, vortrefflichste Freundinn! Ich denke so oft an Sie. Es betrifft mich das Unglück, daß ich an jedem Orte länger bleibe, als ich dachte. So bin ich statt 2 Tage, 14 Tage in Hanau gewesen. Ich besuche alle Monarchen von Teutschland, (Man speist frey bey ihnen) durch deren Länder ich komme. Morgen reise ich nach Carlsruh, und wenn ich nach Constantinopel gienge; so würde ich da, wie hier, in Hannover, Springe, Paris pp ewig seyn

Ihr
unterthänig gehorsamster Diener

Knigge.

Tausend schöne Sachen an Ihren lieben Bruder, wenn ich bitten darf.

7. Knigge an [Luise Mejer]

Theuerste, vortrefflichste Freundinn!

Ein Paar Zeilen schrieb ich Ihnen den 27^{sten} Aprill aus Manheim, und dann wieder ein Paar Zeilen aus Nancy, die ich dem Herrn v. Sparr mitgab, der herunter reisete. Seit der Zeit (Vom 7^t May war mein letzter Brief) habe ich gar nichts von Ihnen, beste Freundinn! noch von Ihrem lieben Bruder gehört, doch hoffe ich, daß mein Herz mich nicht betrügt, wenn es mir sagt, daß Sie bis itzt gesund gewesen sind, und meine gute Frau und mich nicht vergessen haben.

Da ich nicht gewiß weiß, ob Sie meine Briefe bekommen haben; so will ich etwas nachholen, welches mich angeht. Ich war über 8 Wochen abwesend, fand auf meiner kleinen Reise mancherley Gelegenheit zu einem neuen (aber nicht soliden) Etablissement, die Art aber wie man mich in Hanau aufnahm und begegnete, und die Aussichten, die sich mir dort zeigen, bewogen mich diesen Ort allen andern vorzuziehen. In 4 Wochen ziehe ich ganz dahin, und meine Frau folgt mir Ende Augusts. Schon ist das Mehrste von meinen Sachen dort. Was ich dort zu erwarten habe, davon schweige ich noch, weil es wirklich noch nicht ganz entschieden ist, ob ich gleich, und auf welche Art ich angesetzt werden kann. Indessen ist Hanau immer ein angenehmer, heiterer, gesunder und wohlfeiler Ort –

Und nun ist aller Plan auf Pattensen auf einmal aufgegeben, und vermuthlich werde ich mein Vaterland nie wiedersehen. Ich sage Ihnen nicht, daß mich es herzlich schmerzt, daß ich nun das Glück Ihres lieben Umganges entbehren muß. Davon werden Sie ohne Versicherung überzeugt seyn. Aber wie theuer würde ich auch nicht diese Freude haben erkaufen müssen? Wie viel Verdruß würde ich nicht dort von Herrn Vogel gelitten haben! Die Creditores sind, leider! alle wieder auf seiner Seite. Da ich keinen Privat-Haß gegen ihn haben kann, was soll mich bewegen mit ihm ohne Nutzen zu zanken? Mein Körper und meine Seele haben Ruhe nöthig. Ich würde doch den Nutzen von meinen Bemühungen nicht erleben, einen Sohn habe ich nicht, also habe ich mir ein Plätzgen ausgesucht, da ich mit den Meinigen, die ich liebe, den Rest meines Lebens ohne Kummer mich hinpflanzen kann, und das hoffe ich gewiß in Hanau gefunden zu haben. Ich würde nicht leicht aufhören, wenn ich Ihnen sagen wollte, wie gut, wie freundschaftlich und einig der Hof[,] die Herrschaft und jedermann dort ist. Sie werden uns ja, beste Freundin!, wenn uns auch 34 Meilen trennen, dennoch eine Freundschaft nicht entziehen, die mein Herz für eine seiner grössten Glückseligkeiten hält. Und dürften wir nicht hoffen, daß Sie einmal $\frac{1}{2}$ Jahr bey uns vorlieb nähmen? Die reine Luft, am Ufer des Mayns würde Ihrer Gesundheit gewiß neue Stärke geben.

Thun Sie es, vortrefflichste Freundinn! und das so bald als möglich. Ihr nächster Brief wird mich bestimmen Ihnen nähere Vorschläge wegen der Art zu thun, wie sich dieser Plan ins Werk richten liesse. Ich rede hier zu einer Freundinn, also will ich offenherzig gestehen, daß Sie nicht Ursache haben zu fürchten, als wenn uns das, bey unsern Umständen, beschwerlich seyn könnte. Im Gegentheil! denn erstlich nehmen Sie uns, wie Sie uns finden, und dann; so muß ich Ihnen auch sagen, daß, mit dem was wir haben, wir in Hanau gar nicht schlecht leben werden. Davon kann sich nun aber freylich kein Einwohner des kostbaren Hannover einen Begriff machen. Der Unterschied ist aber sehr auffallend. Man kömmt dort mit 1 Gulden weiter als in Hannover mit 3 Gulden.

Da mir daran gelegen ist, daß Herr Vogel nicht wisse, ob und wann ich nach Hannover komme; so darf ich Sie, beste Freundinn! gehorsamst ersuchen, an niemand etwas von meinen kleinen Planen zu sagen.

Meine Frau umarmt Sie tausendmal in Gedanken. Wir empfehlen uns Ihren lieben Bruder zu gütigem und freundschaftlichem Andenken.

Wenn ich so bald wieder gesund werde (denn àpropos! ich bin krank) so reise ich wohl schon in weniger als 3 Wochen fort. Indessen warte ich auf meine Koffers aus Pattensen. Ich habe nemlich die Frau Bürgemeisterinn gebethen das Hausgeräthe zu verkaufen und das Porcelain und die Koffers mir herzuschicken, aber sie antwortet mir gar nicht, welches mich in einige Verlegenheit setzt. Wenn ich nicht krank wäre; so würde ich selbst hinreisen, und Ihnen dann tausend Entschuldigungen machen, daß ich Ihnen so einen elenden Brief schreibe. Ich küsse Ihnen die Hände, und bin mit der ehrerbietigsten, zärtlichsten Hochachtung

Theuerste Freundinn! Ihr

unterthäniger Diener
Knigge

Nentershausen den 15^{ten} Jul. 1777.

Noch 4½ Monathe, so ist meine Probe-Witwen-Cassen-Jahr überstanden.

8. *Knigge an Unbekannt*

Wohlgebohrner,

Hochgeehrtester Herr!

Für die gütige Überschickung des Geldes sage ich Ew. Wohlgebohren den ganz gehorsamsten Dank. Diesmal sind alle Pistolen des H. Vogels untadelhaft gewesen.

Meine Verwandte hatten mir versprochen mir die Wohnung in Pattensen bey dem neuen Pachtungs-Termin zu reservieren. Dürfte ich Dieselben gehorsamst ersuchen etwa einmal gelegentlich daran bey Herr Vogel zu erinnern? So wenig ich sonst Gebrauch davon zu machen dächte; so wäre es vielleicht bey diesen kriegesischen Zeiten möchlich, daß die hiesigen Gegenden ehr als unser Vaterland beunruhigt würden, und dann würde wohl ein jeder hier suchen einen Zufluchts-Ort auf eine Zeitlang zu finden. Ubrigens lebe ich in einer glücklichen Indolenz und Unwissenheit aller meiner ökonomischen Umstände und weiß nicht einmal ob, und an wen die Güter aufs neue verpachtet worden sind.

Was die sächsischen Angelegenheiten betrifft; so glaube ich mit Zuversicht, daß an derjenigen Forderung, wovon mein Oncle in seinem letzten Briefe Erwähnung that, Herr Vogel gar keinen Anspruch machen kann, weil sie nur meine Mutter und deren Geschwister betrifft. Es war mir also nur daran gelegen zu wissen ob ich wegen dieser Summe mich nicht mit meinem Oncle damals verglichen hätte. Dieser schrieb mir indessen, daß ich meinen Antheil an denen in deposito liegenden Geldern ([am Rand:] à 720 Rtl.) heben sollte, und desfalls war und ist noch immer mein dringender Wunsch zu wissen, wie ich mich dabey verhalten soll, weil sonst das Geld bey dH Marbach liegt und derselbe nicht weiß, wohin er es schicken soll. Da H. Bode vollkommen von der Lage der Sache unterrichtet ist; so ersuche ich Ew. Wohlgebohren ganz gehorsamst nur ein Paar Worte dieses Umstandes wegen mit demselben zu reden, und mir doch gewogentlichst so bald als möchlich davon eine kleine Nachricht zukommen zu lassen. An H. Marbach habe ich, ohne Antwort zu bekommen,

geschrieben. Mein Vater und dessen Geschwister haben auch Forderungen aus dem Concurse zu machen und diese wird freylich H. Vogel, so wie andre väterliche Activa einzutreiben haben.

Ich glaube doch, daß ich mich entschliessen werde gegen Ende des kommenden Monaths eine kleine kurze Reise in Ihre Gegenden zu thun. Darf ich daher gehorsamst anfragen ob Dieselben eine Reise vorhaben? Indessen bitte ich gehorsamst auf diesen noch ungewissen Plan die Auseinandersetzung mit dH. Löhneysen (welche Ew. Wohlgebohren gewiß besser als ich bewürken werden) nicht anstehen zu lassen.

Ich habe vor zwey Jahren die verhandelten Acten wegen des Streits mit der Wege-Commission gelesen – viel unnütz Papier! – Ich glaube wir dürfen dH. Vogel die Freude nicht rauben dies auszufechten.

Noch einmal wage ich es meine gehorsame Bitte zu wiederholen nach Einziehung der Erläuterung vom H. Bode mir doch so bald als möglich gütigst Nachricht zu schreiben, ob ich meinen Antheil an denen bey H. Marbach liegenden Zinsen sicher heben kann oder nicht.

Nebst tausend gehorsamen Empfehlungen an Dero werthe Frau Gemahlinn und von meiner Frau habe ich die Ehre Hochachtungsvoll zu verharren,

Ew. Wohlgebohren

ganz gehorsamster Diener
Knigge

Hanau d 25sten Jul.

1778.

Meine Tochter hat die natürlichen Blattern, wovon sie ganz bedeckt und blind war, glücklich überstanden, ohne eine einzige Narbe zu behalten.

9. *Unbekannt (Schauspieler/Schriftsteller) an Knigge*

Speier am Rein [vielmehr ohne Ort], den 16ten Sept. 1774
[vielmehr 1779].

Hoch-Wolgeborner, Hochgnädiger, insonders vererungswürdigster Kenner unsrer Kunst!

Sanft rut oft die ächzende Sele des Mindern unter dem Schirm der Grosen – Gelingt es mir auch heut; dan bin ich am waren Zil meiner Wünsche.

Frü als ein junger Künstler und Teater-Dichter in den Rein-Gegenden mit Beifall die Büne betreten und auch mit den Produkten meiner Feder – Erhabner Gönner! schmeichle ich mir zu vil, wen ich glaube Inen sind dise nicht ganz unbekannt gebliben? einiges Lob und Ere erworben zu haben, war für mich Glük und unverdinte Gnade. Aber durch Scheiterung unsrer hochgräflich ***schen Gesellschaft nebst einer jungen Gatin und zwei ser unmündigen Kindern bis hirher nach Narung lechzend in Krankheits-Umständen angekettet gewesen zu sein, war für mich tötend. Nun zum Zil, groser Gönner der Kunst! Zwen rechtschaffene Männer gaben mir den Rat, mich an Hochdiselben zu wenden, Inen beiligende ganz neu von mir verfaste Schauspile zu überreichen, zu widmen – gut! ich gehorche, und werde nächstens noch zwei Trauerspile nachfolgen lassen – Alein wage ich auch zu küne Dinge? – Nein!

Von dem Werte meiner Arbeiten darf ich nicht selbst Urteil fällen – Lesen Si aber, gnädiger Her! geben diese Kinder der Not einem Verleger zur Auferziehung, und was Si mir dafür schikken wollen – ich neme alles dankbar an.

Die gütige Vorsehung wird mir nicht länger die Hülfe entzihn – das Bedürfnis ist gros. Schon vor virzen Tagen war ich, da sich nun mein Reich nicht weiter erstreckte, genötigt, meine kleine Familie in Aschaffenburg im Anker bis zur Ranzion zu hinterlassen.

Zum erstenmal meines Lebens ist also meine gehorsamste Bitte an Euer Gnaden nebst zwen übrigen erhabenen Männern gerichtet, mir zur Tilgung einer ungewöhnlichen Narungs-

schuld eine huldreiche Unterstützung zu Hülfe zu kommen, welche Grosmut ich nebst meiner jungen Schauspilerin stündlich zu befriedigen und bei erhaltenen Kräften zu erwidern bey dem Allwissenden angelobe, damit ich vermögend werde, meine Frau anhero bringen zu lassen.

Der ich mich in Zukunft, nebst den Meinigen aus allen Kräften bestreben werde, mich Euer Gnaden Huld und Protektion würdiger zu machen, als

Euer Gnaden

allergehorsamst und ewig dankbarste Familie

Anton Fridrich Strunzmann [nicht der wirkliche Name], gewesener Teatral-Dichter und Mitglied der hochgräflich ***schen Gesellschaft.

Caroline Sophie Strunzm. née de Bromfeld.

Fr. Erneste Strunzm. alt 1½ Jar.

Dominique Gustav Strunzm. alt 10 Wochen.

10. *Knigge an Unbekannt (Schauspieler/Schriftsteller)*

*** [Nentershausen?], den 24sten Sept. 1774 [vielmehr 1779].

Mein Herr! Ich habe Ihnen mit Vergnügen, zu Rettung Ihrer dürftigen Familie, eine kleine Beysteuern geschickt, wie sie meinen nicht glänzenden Vermögens-Umständen angemessen war. Daß ich Ihnen dabey Ihre Schauspiele zurücksendete, ohne mich weiter darüber zu erklären, das sollten Sie, wie ich hoffte, so verstehn, daß ich mich nicht damit befangen könnte, Ihnen einen Verleger zu verschaffen, und so hatte ich denn Ursache, zu erwarten, daß unser Briefwechsel geendigt seyn würde.

Um desto unwillkommner, ich gestehe es, war mir gestern der Empfang Ihrer beyden Trauerspiele,¹ Ihre dabey wieder-

1 [Fußnote im Original:] Der Brief, der diese Trauerspiele begleitete, und

holte Zumuthung, den Druck dieser gewaltigen Trauerspiele zu besorgen und Ihr Anliegen, Ihnen eine Stelle als Theater-Dichter bey unserm Hofe auszuwirken.

Ohne eben ein großer Kenner der Bühne zu seyn, hat mich eine flüchtige Durchsicht Ihrer Producte überzeugt, daß schwerlich ein Buchhändler mir dafür so viel Honorarium bezahlen würde, als sie mich schon an Porto gekostet haben, da Sie diese Paquete jedesmal mit der reitenden Post absenden. Offenherzig gesagt! ich glaube nicht, daß wir Beyden Beruf haben, den Pegasus zu besteigen; Lassen Sie uns also lieber diesseits des Parnasses zu Fuße unsern Weg fortwandeln und auf andre Weise uns einen Namen machen! Hätten Sie aber auch wirklich Eimerweise aus der begeisternden Quelle getrunken; so würde doch hier für Sie nichts zu gewinnen seyn; Des Herzogs Durchlaucht bedarf keines Theater-Dichters, weil er kein Theater unterhält.

Ihre fürchterlichen Trauerspiele will ich Ihnen mit dem Postwagen zurücksenden. Das wird mich wieder einen baaren Gulden kosten, wofür ich Ihnen lieber unbeschriebenes Papier schickte, weil das doch zu etwas nützen könnte, wenn ich nicht befürchtete, Sie mögten wieder Theaterstücke darauf schreiben.

Noch einmal! Lassen Sie uns nun unsre literarische Verbindung aufheben! kann ich Ihnen aber sonst in irgend einer billigen Sache angenehme Dienste erweisen; so bin ich dazu bereit, und verharre übrigens Ihr etc.

der in demselben Tone, wie der vorige [Br. 9], geschrieben war, ist aus dieser Sammlung weggeblieben.

11. *Knigge an Friedrich Germanus Lüdke*

Frankfurt am Mayn d 30^{ten} Sept 1781

Ew. Hochehrwürden

erhalten durch die Nicolaische Buchhandlung ein Paquet, worinn die nach voriger Messe von mir verlangten Rezensionen zur A. d. Bibl. befindlich sind.

Ich bin nun mit keiner Rezension mehr rückständig, und habe auch besagter Buchhandlung alle Bücher zurückgesendet.

Kürzlich habe ich die Freude gehabt, den H. Nicolai hier bey mir zu sehn. Ich wünschte so glücklich zu seyn, auch Ihnen einmal mündlich diejenige wahre Hochachtung bezeugen zu können, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe,

Ew Hochehrwürden

ergebenster Diener

Adolph Freyherr von Knigge

[Empfangsvermerk:] v. Knigge d. 13 Oct. 1781.
beantw.

12. *Knigge an Unbekannt*

Nentershausen, 10. Febr. 1782

Brief an einen Bekannten in Weimar, den er zu sondieren bittet, wie Karl August über ihn denkt. Da er sich um eine Stelle in Weimar beworben, aber, trotzdem er Kammerherr geworden, nicht dorthin gekommen ist, glaubt er, dass der Herzog ihm nicht gewogen sei.

13. *Wilhelm von Canitz an Knigge*

Theüerster Freund, bester Mann!

Der Überbringer dieser Zeilen, Herr Etats Rath von Krak aus Petersburg und Seine Frau Gemahlin, wünschen die Bekantschaft von Männern zu machen, die sich durch Ihre Kenntnisse auszeichnen. Ich kann diese liebenswürdigen Fremden

in keine bessere Hände liefern als in die Ihrigen, damit Sie Ihren Zweck erreichen. Ein Augenblick von Unterredung mit der Frau von Krak wird Ihre ganze Dankbahrkeit für diese wohlthätige Bekanntschaft auffordern, und ich bin zum voraus überzeugt, daß Sie liebster Vetter, mit mir dieses vortrefliche Weib bewundern werden. Mehr gebührt mir nicht zu sagen, denn mein Urtheil ist zu weit unter den Eigenschaften Ihres Verstandes und Herzens, als daß ich es wagen könnte etwaß zu Ihrem Lobe zu sagen.

Je Vous embrasse et suis tout a Vous

Canitz

[Kassel?], den 22^{ten} octobr:

1782.

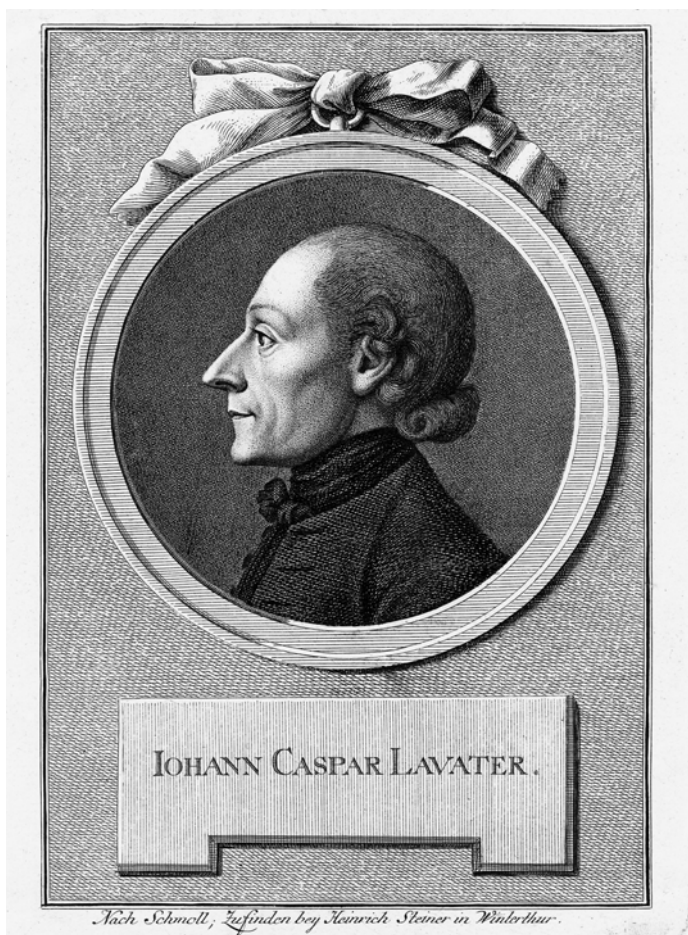
14. Knigge an Johann Caspar Lavater

Nentershausen in Nieder-Hessen den 3^{ten} Febr. 1783

Theuerster, bester Mann!

Ich war vor wenig Tagen in Eisenach (6 Stunden von hier) und fand in dem Hause eines guten Mannes Ihre Büste, klein in Gips, und ziemlich ähnlich – Was fehlte, ersetzte meine Phantasie. Der Mann merkte, mit welchem Interesse ich das Bild ansah, und schenkte es mir. Nun macht es mir manchen genußvollen Augenblick. Als ich diesen Morgen aufstand und wieder die Büste ansah, dachte ich: ich will einmal dem herrlichen Lavater einen Brief schreiben. Wenn er nicht Zeit hat zu antworten; so gedenkt er doch Deiner.

Seit drey Monathen bin ich mit Weib und Kind hier bey meiner redlichen Schwiegermutter auf dem Lande. Hier werden wir bis im Aprill bleiben, und dann wieder dem schönen Frühlinge entgegen hinauf nach Frankfurt reisen. Wir waren Alle in der Pfalz (wo wir künftig wohnen werden) als die beyden Jünglinge, Landold und Escher, welche Sie mir zugewiesen hatten, nach Frankfurt kamen. Also sprach ich sie nicht[.] Dasselbe begegnete mir mit Matthäi. Es war mir recht empfindlich. Was von Ihnen kömmt, ist meinem Herzen theuer,



Nach Schmelt; Zefunden bey Heinrich Steiner in Winterthur.

sey es ein Mann oder ein Brief. Ich werde die Augenblicke nie vergessen, da ich Ihren Anblick genossen habe – Nicht so sehr, weil Sie so viel geistvolles geschrieben haben, als weil eine so reine Gott und Menschen liebende Seele aus Ihnen hervorwürkt, die jeden mit Sanftmuth und Wohlwollen umfaßt. Ihr Geist hat etwas so Güte Mittheilendes; Man fühlt sich um eine Stufe höher, wenn man ahnden darf, Ihr obgleich sehr viel schwächerer, durch mancherley Schicksale niedergedrückter Bruder zu seyn –

Wie sehr würde ich Papier und Zeit bedauern, wenn Sie glauben könnten, ich wollte Ihnen hier etwas Artiges sagen. Doch nein! das werden Sie nicht – Es ist Ergiessung meines Herzens[.] Könnte ich nur jede Woche eine Stunde an Ihrer Seite leben! Aber wer weiß, ob ich Sie in dieser Welt je wiedersehen werde? Meine Gesundheit ist schwach, weil ich zu empfindlich bin, und weil Thätigkeit etwas Gutes für das Allgemeine zu würken, Widerstand, den ich dabey finde, Kränkungen mancher Art, Sorge für Andre, die mich oft mit Undank lohnen, schiefe Urtheile bey meinen gradesten Schritten, übertriebene Lebhaftigkeit und Mismuth wenn ich nicht zu dem Zwecke gelangen kann, den ich mir in der redlichsten Absicht vorgesetzt hatte, weil dies alles, vorzüglich aber Unzufriedenheit mit mir selbst, wenn ich sehe, wie langsam ich in meiner eigenen Besserung fortrücke unaufhörlich an meinem Körper nagt – Verzeyhen Sie, Bester! ich muß so viel von mir selbst reden, um auf einen Haupt-Gegenstand zu kommen, wozu ich Ihres Raths bedarf, einen Gegenstand der nicht meine, sondern vielleicht die Sache der Menschheit ist.

Ich habe einen Theil meiner Jugend – dem Fürsten-Dienste aufgeopfert. Ich war bey Cammer-Collegien und bey Höfen angesetzt, fand aber nicht nur, daß mein ganzes Wesen nicht dazu gemacht ist, auf diese Art mich und Andre glücklich zu machen, sondern daß überhaupt die wenigsten bürgerlichen Einrichtungen ihren ersten Zweck erfüllen, daß wenige von denen, die dem Staate dienen, wirklich *der Menschheit* dienen; Ich nahm also meinen Abschied, und da ich so viel Vermögen habe, um mit den Meinigen mäßig zu leben; so glaubte

ich in einem ruhigen Privat-Leben vielleicht mehr Gutes um mich her verbreiten zu können, als wenn ich irgendwo einmal Staats-Minister geworden wäre. Allein ich suchte mir einen allgemeineren Wirkungskreis, und ein Bündniß mit den Bessern itzt zerstreuten, sich unter einander nicht kennenden Menschen. Ich träumte, daß die Freymaurerey ein solches Bündniß hätte seyn sollen und können. Ich war seit zehn Jahren Freymaurer, hatte aber nicht nur in keinem der verschiedenen Systeme sichre, tief durchgedachte, nach freien und edlen Grundsätzen geordnete Plane zum allgemeinen Besten der kranken Welt gefunden, sondern auch gesehen, daß der größte Theil der Mitglieder mittelmäßige verirrte Leute sind, die selbst nicht wissen, welchen Zweck sie haben sollen, daß man mit Eidschwüren und Pflichten spielt und Geld erpresst, ohne einmal irgendwo zu wissen, was die Freymaurerey ist, und was sie leisten soll und kann. (Was ich nun sagen werde, das vertraue ich Ihrer treuen Verschwiegenheit)

Nun fieng ich an auf eine Reform (eine stille Reform) dieses O. zu studieren. Ich gerieth an edle Männer, die eben den Wunsch hegten, mir auch schon vorgearbeitet hatten; Wir theilten uns unsre Ideen mit, und daraus entstand ein Gebäude, welches, so Gott will, der guten Nachwelt Schutz und Glück gewähren soll. Noch nicht zu seiner Höhe, aber mit sichern Schritten fortrückend. Eine große Anstalt, für die ganze Menschheit und für das Christenthum höchst interessant, gegründet auf die Erfahrungen aller ältern Anstalten solcher Art, auf ächtes Christenthum, auf manche überlieferte Kenntniß und auf die Resultate der Nachforschungen großer menschenliebender Männer, die unserm Bunde beygetreten sind – Hier folgt eine allgemeine Skizze davon.

Wir sammeln in der Stille die besten unter den Freymaurern und andern Menschen. Warum aber eben unter Freymaurern? Weil diese Männer *suchen*, folglich Bedürfniß haben, und auch schon der so nöthige esprit de Corps unter ihnen ist. Daraus formen wir eine geheime Freymaurery. Hirbey aber ist zu überlegen

I, daß wir nicht nur allen Eigennutz verbannen, sondern

auch solche Lagen erfinden, die Maschinen also anlegen müssen, daß unsre eigenen Fehler und Leidenschaften die gute Sache nicht entweyhen können. Dafür ist also gesorgt. Das Werk beruht nicht auf uns, sondern auf sich selbst.

II, die Leute welche man führt, müssen nicht wissen, wer sie führt, denn wenn sie sonst Gebrechen an uns finden, sind sie geneigt eher sich selbst als uns zu folgen[.]

III, die Leute müssen aber bey jedem Schritte fühlen und klar sehen wohin man sie führt, warum man sie so behutsam führt, und daß man nur *zu ihrem* Besten nur *für sie* arbeitet.

IV, Man muß durchaus der Freude entsagen, bey seinem Leben die Früchte einzuerndten, und da

V, die jetzige Generation so sehr verderbt und verstimmt ist, vorzüglich auf die folgende, durch Bildung junger Leute, die noch keine *feste* Grundsätze haben, wirken, sich also seine Mitarbeiter erst selbst schaffen.

Dies vorausgeschickt, fragt sich: Was soll denn, der hohe Zweck seyn, den man dieser Freymaurerey giebt? – Ich sage das Bedürfniß der Welt ist jetzt ohngefehr dreyfach.

1, Die Religion Christi ist durch Eigennutz und Grübeleyn so verunstaltet, daß ein Theil der Menschen, welcher an diese Menschensatzungen nicht glauben kann, welche man ihm für das Wesen der Religion aufdringt, eben dadurch zur Freygeisterey geführt wird, und der andre Theil der doch etwas besseres ahndet, um die Sehnsucht des Herzens nach Gott zu befriedigen, zu einer Art Schwärmerey geleitet wird, wovon nachher Betrüger Misbrauch machen.

2, Die Sittlichkeit und Rechtschaffenheit hat abgenommen, weil unsre Staatsverfassungen so eingerichtet sind, daß jede unedle Leidenschaft gereitzt wird, weil man, um in der Welt emporzukommen sich besser dabey steht, schlecht zu handeln, weil das Laster aller Orten die Oberhand hat, und der Reiz zum Bösen also sehr groß, der größte Theil, der Menschen *aber* sehr sinnlich ist, wenige aber Geistes-Erhöhung genug haben, um das wahre innere und äussere *Interesse gut zu seyn* lebhaft genug fühlen, die Tugend um ihrer selbst willen lieben, und den äussern Glanz aufopfern zu können.

3, Die Wissenschaften sind mit unnützen Spitzfindigkeiten überladen, dem Eigensinne eitler Köpfe unterworfen. Die wenigsten derselben haben wahrhaften Einfluß auf ächte Aufklärung, und wahres Glück der Menschen. Erfindungen sind oft die Geburthen eines Ohngefehrrs, System-Geist und Neid der Gelehrten, die nur ums Brod arbeiten[,] macht, daß wir nicht weiter rücken, da der Luxus so groß ist, und also jeder mit seiner Wissenschaft viel Geld erwerben will, es aber von Schleichwegen abhängt, in welchem Fache er einst sein Glück machen soll; so kann er sich auf keine Sache *ganz* legen, sondern muß von jedem etwas aufschnappen. Ein Mann, der zu grössern Dingen gebohren wäre, muß sich einer Brod-Wissenschaft, einem Stande widmen, der ihm zum Eckel ist.

Diese Gebrechen müssen also gehoben werden, können gehoben werden, itzt kömmt es auf die Mittel an. Man kann aus dem Menschen alles machen, wenn man es recht angreift.

Warum haben die abscheuligsten aller Menschen, die Jesuiten, alles aus den Menschen zu machen verstanden, sie mit Enthusiasmus für Thorheiten und Bosheiten erfüllen können, so erfüllen können, daß der Klügste wie der Dummste ihnen zu Gebothe stand, das Leben für sie, und sich zu allem gebrauchen ließ? Warum hat die römische Kirche die lächerlichsten Lehren der halben Welt so aufdringen können, daß die Leute lieber das Leben als diesen catholischen Glauben verleugneten? – Wenn das angeht; warum sollte man dann nicht der einzig glücklich, ruhig, selig und weise machenden Religion und Tugend diesselbe Uebergewicht verschaffen, unsre Leute mit Enthusiasmus dafür erfüllen können? Ja man kann das, nur muß man sich (da nun einmal der Mensch sinnlich ist, und der nackten Wahrheit nicht so gern huldigt als der geputzten Thorheit) sich eben so feiner Mittel bedienen, ihm Religion und Weisheit reizend zu machen.

Also

I, Da der höchst weise Mann auch der höchst Beste ist; so soll man Aufklärung, aber nach festen, stufenweisen Planen befördern.